

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 7 (1921)

Heft: 32

Artikel: Sophofles' Ajas, die Tragödie des autonomen Menschentums

Autor: Egger, P.F.B.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein letztes Bild.

Der Ton des Sterbeglöckchens zittert durch die Hallen eines Dominikanerklosters. Ein Bruder, der vor vielen Jahren das Gelübde abgelegt: „Ich verspreche Gott, der seligsten Jungfrau Maria und meinem Obern Gehorsam bis zum Tode,“ rüstet sich zum letzten Gange. Aus seinem brechenden Auge flammt der Wunsch: „Heim zur Mutter!“ In der Sterbezelle sinken alle Mitbrüder, die herbeigeeilt sind, auf die Knie und sangen zu singen an. Wie? Ein Gesang an einem Sterbebette? Beim letzten Ringen einer lieben Seele weint und klagt man, und die Predigerbrüder singen? Was muß das für ein eigenartiges Lied sein? ... Das Lied ist jedem Kind bekannt, es lautet: Salve Regina, mater misericordiae, vita, dulcedo et spes nostra salve. Ad te clamamus exiles filii Hevae. Ad te suspiramus gementes et flentes in hac lacrimarum valle ... Et Jesum benedictum fructum ventris tui post hoc exilium ostende. O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria. Es ist das Lied der Sehnsucht mit Vorzug, der Sang der erdentsattten Seele, die nach Jesus und Maria dürstet, den die Söhne des heiligen Dominicus ihrem Mitbruder am Sterbebette singen. Die Sehnsucht des Scheidenden nach der Mutter steigert sich, bis das Herz in Liebe zerspringt und der Seele heißer Wunsch am Herzen der Mutter in seligem Genusse erstirbt ... Wie sinnvoll ist dieser Brauch des Predigerordens. Mit Maria schließen die Dominikanermönche ihr Tagewerk ab, und singen bei der zu Ehren Mariens abgehaltenen Abendprozession stets das Salve Regina. Unter dem Schutz und Schirm der gebenedeiten Gottesmutter will

darum auch der Predigerbruder nach vollbrachtem Tagewerk sein Leben aushauchen.

Machen wir es diesen großen Marienverehrern nach. Das Salve Regina sei unseres Lebens und Sterbens Nachtgebet. Es werde für uns zur Himmelsleiter, auf der wir täglich zur Mutter emporsteigen, bis sie bei unserem letzten Salve selbst herunterkommt und uns an ihrer Mutterhand zum Himmel führt, nach dem wir so oft an ihrem Jubelfeste sehnsuchtsvoll Ausschau gehalten.

Noch sind wir im Tale der Tränen, im Lande der Hoffnung. Wie du, o Maria, auf des Delbergs Höhen deinem Sohne voller Sehnsucht nachgeschaut bei seinem Aufstieg in den Himmel, so folgen wir heute mit Aug und Herz dem wunderbaren Schauspiele deiner Himmelfahrt und deiner Krönung zur Rechten des Vaters und preisen in seligem Sehen und Hoffen deinen Heimgang zum Sohne mit den Worten einer Seherin:

Dem Licht entgegen schwelbst du, leuchtend
rein,
In sehnuchtsvolle Liebe ganz versunken,
„Magnifikat in alle Ewigkeit“
Klingt es von deinen Lippen wonnetrunken.
Dein hehrer Blick, von keiner Schuld ge-
trübt,
Sieht schon der Heimat goldne Tore offen,
Was du geglaubt, wird nun ein selig Schauen,
Erfüllung winkt dem nimmermüden Hoffen.
Und durch den Jubelchor der Engelshar
Hört deine Seele einen Ruf ertönen:
„Komm, meine Freundin, dein Geliebter
harrt,
Dich mit dem Diadem der Königin zu krönen.“
(Leontine Gertrudis.)

Sophokles' Ajas, die Tragödie des autonomen Menschentums.

Von Dr. P. J. B. Egger O. S. B., Rektor, Sarnen.

(Schluß.)

II. Das Selbstmordproblem im Ajas.

Wie wir bereits gehört, stößt man sich an dem Selbstmord des Ajas. Der Selbstmord, sagt man, ist eines der größten Verbrechen, ein Verbrechen, vor welchem die menschliche Natur zurückflaudert; und dennoch läßt der Dichter dies Verbrechen seinen Haupthelden begehen. Das wirkt

verleidend und raubt dem Drama seinen Wert.

Dagegen ist erstens zu sagen, daß man gerade die schönsten Dramen der Weltliteratur verworfen müßte, wollte man jene Stücke zurückweisen, in welchen ein Selbstmord vorkommt. Zweitens muß der Dichter das Leben schildern wie es ist, und im wirklichen Leben kommt Selbstmord oft

vor, und zwar nicht selten aus geringeren Ursachen als im sophokleischen Drama. Drittens ist damit, daß ein Dichter eine seiner Personen sich selbst das Leben nehmen läßt, noch lange nicht gesagt, daß er persönlich den Selbstmord billigen oder verherrlichen wolle. Das Drama gehört eben nicht zur subjektiven Dichtung, worin der Dichter seine eigenen Gefühle und Anschauungen zum Ausdruck bringt, sondern das Drama gehört zur objektiven Dichtung, worin der Dichter die Welt schildert wie sie ist. Dem Sophokles also einen Vorwurf machen, daß er in seinem Drama einen Selbstmord schildert, ist ebenso töricht, als einem Geschichtsschreiber einen Vorwurf machen, weil er einen tatsächlich stattgefundenen Selbstmord erzählt.

Allerdings, wäre das letzte Ziel der Handlung die Wiederherstellung der Ehre des Ujas, wie Wolff-Bellermann behauptet, und der Selbstmord der Weg zu diesem Ziele, dann verdiente Sophokles Tadel, aber nicht deshalb, weil er in seinem Stücke sich einen Selbstmord vollziehen läßt, sondern deshalb, weil der Selbstmord nicht das richtige Mittel ist, um den Zweck, die Wiederherstellung der Ehre zu erreichen. Auch da hat Wolff-Bellermann ein ganz modernes Motiv in den Dichter hineingebracht. Es ist das gleiche Motiv, welches das moderne Duell eingeführt hat, daß nämlich die verletzte Ehre vermittelst eines Waffengangs wieder hergestellt werden kann. Aber sowohl beim Selbstmord als auch beim Zweikampf ist der Waffengebrauch ein ungeeignetes Mittel, die Ehre wieder herzustellen, denn es fehlt die Proportionalität, das richtige Verhältnis. Die Waffe, womit jemand sich selbst das Leben nimmt, oder einen anderen tötet oder verwundet, ist ein physisches Instrument, die Ehre aber ist etwas Geistiges, das nur auf geistigem Wege, wie durch Zurücknahme der Beleidigung, durch Abbitte, Richterspruch usw. wieder hergestellt werden kann. Ferner wird durch Selbstmord das Leben des Menschen vernichtet, also die Wiederherstellung der Ehre verunmöglicht, weil eben der Mensch, der Träger der Ehre, aus der Welt geschafft ist. Endlich ist der Selbstmord des Menschen eine Handlung, durch welche der Mensch sich selbst am tiefsten entehrt. Also, weit entfernt, durch diese Handlung seine Ehre wieder herzustellen, raubt sich der Mensch vielmehr das Fünfchen Ehre, das er noch besitzt, macht sich

ehrlos. Also auch von diesem Standpunkt aus ist die These von Wolff-Bellermann zu verwerfen.

Ist aber das Ziel des Dramas, wie wir oben gezeigt haben, die Wiederherstellung der Ehre der Götter durch Bestrafung der autonomen Gesinnung des Ujas, dann ist der Selbstmord des Helden ganz und gar gerechtfertigt.

Es ist nämlich ein immer wiederkehrender Gedanke sophokleischer Moral: „Gott straft den Hochmut des Menschen.“ „Zeus haßt über alles das Prahlen einer großsprechrischen Zunge“ heißt es in der Antigone (127 f.). Ähnlich wie Ujas hatte auch Kapaneus „eine Gesinnung, die nicht dem Menschen gemäß ist“. Auf seinem Zuge gegen Theben sprach er das übermütige Wort: „Mag es Gott wollen oder nicht, ich werde die Stadt zerstören.“ (Aesch., Hept. 406). Zur Strafe für dies übermütige Wort schleudert Zeus den stolzen Bräpler mit des Blitzes Strahl von den Mauerzinnen zur Erde herab (Ant. 131 ff.). Als oberste Gottheit mußte Zeus so handeln. Denn wenn sich der Mensch in übermütiger Weise gegen Gott erhebt, sich Gott gleichsetzt, dann entsteht eben die Frage: Wer soll Gott sein, das vollkommenste, höchste Wesen oder der Mensch in seiner physischen und geistigen Beschränktheit. Wenn Gott wahrhaft Gott sein will, d. h. unumschränkter Herr über die Geschöpfe, dann muß er seine Oberherrschaft wahren und darf das Geschöpf gegen sich nicht aufkommen lassen. Ist der Mensch auch noch so sehr mit körperlichen und geistigen Vorzügen ausgestattet, so darf er sich doch nie gegen die Gottheit erheben, sondern muß diese Gaben als Geschenke Gottes anerkennen. Ganz richtig sagt diesbezüglich Wolff-Bellermann: „Wer auf seine eigene Kraft trozig pocht und wähnt, daß der Erfolg ihm nicht fehlschlagen könne, ohne zu bedenken, daß wir immer und überall in Gottes Hand sind und weder unsere körperlichen noch unsere geistigen Kräfte einen Augenblick ohne seinen Willen regieren können, der wird an seiner frevelhaften Einbildung notwendig zu Grunde gehen.“

Das ist der Fall des Ujas. „Es handelt sich,“ sagt Wolff Bellermann weiter, „um die Gesinnung des Ujas gegenüber einer höheren, leitenden Macht, und wir erfahren, daß ihm hier dasjenige Bewußtsein der Unzulänglichkeit jeder irdischen Kraft und Größe fehlt, welches nach der tief sittlichen und

religiösen Anschauung unseres Dichters keinen Menschen, und wäre er der stärkste und glücklichste, verlassen darf.“ Aber während die Gottheit übermütige Menschen, wie z. B. die himmelstürmenden Titanen, direkt mit dem Tode bestraft, führt sie in das Leben des Ajas zwei Ereignisse ein, die gemäß seinem Charakter naturnotwendig zu seinem Tode führen müssen. Diese zwei Ereignisse sind: Die Verweigerung der Waffen des Achilles und die Bereitstellung des Racheplanes gegen die beiden Atriden und Odysseus. Nach diesen beiden Ereignissen ist für Ajas ein ehrenvolles Leben nicht mehr möglich und deshalb sucht er einen nach seiner Auffassung ehrenvollen Tod, den Tod durch Selbstmord. Wie im Leben, so ist er auch im Sterben autonom, er will nicht warten, bis die Gottheit das Gesetz des Todes an ihm vollzieht, sondern er gibt sich selbst den Tod, indem er sich unabhängig von der Gottheit als Herr über sein Leben betrachtet.

Wir haben gesagt, daß Ajas nach dem Eintreten der beiden erwähnten Ereignisse seinem Charakter gemäß nicht mehr leben kann. Mit ungemein feiner Psychologie hat Sophokles den Selbstmord aus der Natur seines Helden herausentwickelt.

Der Grundzug im Charakter des Ajas ist der Stolz, ist ein überspanntes Ehrgefühl, ist ein nimmer ruhender Drang nach Auszeichnung und Ruhm. Ruhmgekrönt ist sein Vater Telamon von Troja zurückgekehrt, daß er als Sohn Telamons ruhmlos nach Hause zurückkehren soll, dieser Gedanke ist ihm unerträglich. Wie der Vater ein Hirt der Achäer war und sich in ungezählten Schlachten unsterblichen Ruhm erwarb, so soll auch sein Sohn Eurytakos ruhmvoll dastehen und ein Abbild des Heldenfinnes seines Vaters sein. „O Kind,“ ruft er ihm zu, „mögest du glücklicher sein, als der Vater, im übrigen aber ihm gleich, dann dürfstest du nicht feige sein.“ (560 f.). Das jahrelange Kriegshandwerk hat seinen Sinn verroht, so daß er für die zarten Seiten des Lebens nicht empfänglich ist. Den liebevollen Zuspruch seines treuen Weibes Tekmessa fertigt er barsch mit den Worten ab: „O Weib, Schweigen ist der Weiber Zier“ (293). Wie der Vater so soll auch der Sohn in rauher Kriegszucht herangezogen werden, damit er nicht aus der Art schlage (548 f.) und den Feinden des Vaters zeigen könne, wer er sei und wessen Sohn (557 f.).

In seinem ästhetischen Kommentar zu Sophokles setzt Dr. Adolf Müller Eurytakos, den Sohn des Ajas in Parallele mit Astyanax, dem Sohne des Hektor am Ende des sechsten Buches der Ilias und spielt Homer gegen Sophokles aus, indem er sagt: „Wie trifft Homer die Kindesnatur, wenn Astyanax vor dem schrecklich nickenden Helmbusch des Vaters in Geschrei ausbricht. Den Ajassohn aber kümmert der gräßliche Anblick der eben beendeten Schlächterei, die blutigen Hände seines Vaters nicht. Das ist entweder Unnatur oder Stumpfsinn, mag man auch einwenden, daß Eurytakos etwas älter zu denken ist als Astyanax und als Lagerkind schon mehr Blut gesehen haben wird.“

Das heißt dem Sophokles schwer Unrecht tun und seine Intentionen ganz und gar verkennen. Uebrigens hat Sophokles selbst es ausdrücklich motiviert, warum Eurytakos vor blutigem Anblick sich nicht fürchtet, indem er Ajas zu Tekmessa also sprechen läßt: „Heb ihn empor, heb ihn hieher, denn er wird beim Anblick eines solchen neuangerichteten Blutbades nicht erschrecken, wofern er wirklich väterlicherseits der meine ist.“ (545 f.). Es ist also nicht „Unnatur oder Stumpfsinn“, sondern voll und ganz Natur und bewußter Sinn von Seite des Eurytakos, wenn ihn die Blutzene kalt läßt, denn im Sohn spiegelt sich der Vater. Eurytakos ist Fleisch vom Fleische des Ajas und Blut vom Blute des Ajas, er ist aus dem nämlichen harten, rauhen Stoff geformt wie der Vater. Das will uns der Dichter sagen und nichts anderes.

Diesen stolzen, ehrgeizigen, rauhen und stahlhartem Charakter trifft nun das oben geschilderte Los der Zurücksetzung und Verdemütigung. Nun gibt es für ihn naturgemäß keinen anderen Ausweg als den Tod. Seinen Eltern kann er nicht vor die Augen treten, dem Griechenheer, dem er so treu gedient, kann er sich auch nicht mehr zeigen, er wünscht es vielmehr aus der Welt (844). Ähnlich wie Achilles in der Ilias seinem verletzten Ehrgeiz tausende seiner bisherigen Krieggefährten opfern läßt, so kennt auch das Rachegefühl des Telamoniers keine Grenzen, er möchte am liebsten nicht bloß die beiden Atriden und Odysseus, sondern das ganze Heer, das doch unschuldig ist, niedermazeln (390). Selbst von der leblosen Natur fühlt er sich verlassen und gehaßt. Ilion, für dessen Eroberung er so oft sein Leben einzog, schaut

nun mit Schadenfreude auf ihn herab, und die troischen Auen, in denen so oft sein Kriegsruf ertönte, hassen ihn (459). Noch kommt ihm der abenteuerliche Gedanke, vor den Wall von Troja zu stürmen und dort im Einzelkampfe den Tod zu suchen, allein damit würde er den Atriden eine Freude machen und das darf nicht sein. Er, der so viele kaltblütig dahin gemordet, kann sich schließlich auch selbst den Tod geben.

So ist der Tod des Ajas eine notwendige Folge des Charakters des Ajas, und Sophokles hat den Selbstmord seines Haupthelden mit psychologischer Meisterschaft motiviert. Den Göttern hat sich Ajas nicht unterworfen, zur Strafe dafür muß er sich seiner eigenen Leidenschaft unterwerfen, an der er seinen Meister findet. Seinen erbittertsten Kriegsfeinden ist Ajas Meister geworden, seiner eigenen Leidenschaft aber wird er nicht Meister. Schön sagt diesbezüglich Ovid:

„Hectora, qui solus, qui ferrum ignemque
Sustinuit totiens, unam non sustinet
iram Invictumque virum vincit dolor.

d. h.:

Und der Hector allein, der öftmals Eisen und Feuer
Ja Jupiter selber trozte, kann Stand nicht
halten
Dem Zorn. Ihn, den keiner besiegte, be-
siegt der Schmerz.“ (Met. 384, ff.)

Es ist ganz im Sinne des Sophokles, wenn Ovid den Ajas sagen läßt: „Niemand soll Ajas überwinden können als Ajas selbst,“ (490). So bleibt Ajas sich konsequent bis in den Tod, auch im Tode ist er autonom, niemand soll das Gesetz des Todes an ihm vollstrecken, weder ein Gott noch ein Mensch, sondern ausschließlich er selbst.

Dass Sophokles persönlich den Selbstmord nicht billigt, das geht aus dem Stücke klar hervor, indem er die verderblichen Folgen desselben für seine Familie und für seine salaminischen Kriegsgefährten in den beweglichsten Farben schildert. Man lese die rührende Rede der Tekmessa, worin die reiche phrygische Königinstochter ihrem Manne zu zeigen versucht, daß sein Tod für sie Sklaverei und für ihren Sohn Euryakes Verwaisung bedeutet. Ebenso ruft Tekmessa ihrem Gatten die Schande in Erinnerung, die er seinem alten Vater und seiner frommen Mutter bereitet,

welche oft zu den Göttern betet, daß der Sohn lebend nach Hause zurückkehren möge (509). Aber auch Ajas selbst fühlt den Schmerz, den er seinen Eltern durch die unselige Tat bereitet. Ihnen gilt sein letzter Abschiedsgruß:

„Du aber, der du am Himmel hoch den Wagen lenfst,
Erblickst du meiner Väter Land, o Helios,
So zieh der Rossen goldgesäumte Bügel an
Und tu das Schicksal, das mich traf und
meinen Tod
Dem greisen Vater und der armen Mutter
kund.
Wohl wird die Unglückselige, wenn ihr diese
Runde wird,
Lauten Wehruf in der ganzen Stadt er-
 tönen lassen.
Aber es hat keinen Sinn, derlei Klagen
eitel nachzuhangen,
Nein, rasch entschlossen sei das Werk be-
 gonnen.“ (845 ff.)

Ebenso läßt der Dichter den Chor an zahlreichen Stellen tiefe Trauer um das Schicksal seines Herrn äußern. Nur eine sei hier angeführt:

„Weh um die Heimkehr mir,
Uns auch mordetest du,
Herr, die Genossen der Fahrt!“ (900 ff.)

Auch dem Grauen, das jedermann beim Anblick eines Selbstmörders empfindet, lebt der Dichter ergreifenden Ausdruck, indem er Tekmessa also sprechen läßt:

„Kein Auge soll ihn schauen! Ich verberg
ihn ganz
In dies Gewand ihn eingehüllt, denn keiner,
selbst
Kein Freund, ertrüge diesen Anblick, wie
zum Mund quillt
Hervor in schwarzen Strömen ihm sein Blut
und
Aus der Purpurwunde, die er selbst sich
schlug . . .
Du stolzer Held, wie liegst du da so jammer-
voll
Dass selbst ein Feindesauge dich bejammern
muß.“ (915 ff.)

Und den Teukros, den Halbbruder und Waffengefährten des Ajas, läßt der Dichter vor der Leiche also sprechen:
O herbe Schau! Dualvolles, schmerzen-
reichstes Bild!
Wie keines noch im Leben je mein Aug
erblickt . . .
Hebt weg die Hülle, laßt schauen mich mein
ganzes Leid!

O grauer Anblick! Wildverwegne Schreckens-tat!
Wie hast du sterbend mir so viel des Grams gesät! (992)

Zwei Sätze, die wir oben aufgestellt haben, finden im Angesichte der Leiche des Ajas ihre Bestätigung und widerlegen die Auffassung Wolff-Bellermanns vom tragischen Konflikt und der Schuld des Ajas.

Erstens, der Satz, daß nicht die Rache des Ajas gegen die Atriden und Odysseus der Ausgangspunkt des tragischen Konfliktes ist, sondern der Streit um die Waffen des Achilles. Der Dichter läßt nämlich des Chor sagen:

„Ach, unsägliches Weh säte der Unglücksstag,
Als sich erhob der Gewaltigen Streit
Um des Peliden gepriesene Wehr.“ (933 ff.)

Zweitens, der Satz, daß der Tod des Ajas ein Strafgericht der Götter ist. Tef-messa sagt:

„Nicht stünde es hier so, wär's der Wille
der Götter nicht.
Pallas Athene war's, Zeus furchtbare
Tochter,
Die um des Odysseus willen dieses Leid
gepflanzt.“ (950 ff.)

Und an einer anderen Stelle:
„Durch Götter fiel er, nicht durch Feindes
Hand.“ (970)

So fügt sich der Selbstmord des Ajas harmonisch in das Ganze ein. Er ist nicht Hauptzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Er soll nämlich zeigen, daß der Mensch, der sich von der Gottheit nicht beherrschen läßt, unter die Tyrannie seiner eigenen Leidenschaft gerät und durch dieselbe zu Grunde gerichtet wird. Daß ein Menschenleben vernichtet wird, um die Ehre eines Menschen wieder herzustellen, ist moralisch nicht erlaubt, weil das Leben des Menschen höher steht als seine Ehre und der Zweck tatsächlich doch nicht erreicht wird, daß aber ein Menschenleben verschwindet, um die der

Gottheit entrissene Ehre wieder zurückzugeben, das ist moralisch erlaubt und gerechtfertigt, denn die Ehre der Gottheit steht höher als ein Menschenleben.

* * *

Große Dichter schaffen Gestalten von allgemein menschlicher Bedeutung, die über die nationalen und zeitlichen Schranken hinausragen und übernationalen und säkularen Wert besitzen. Eine solche Figur hat auch Sophokles in seinem Ajas geschaffen. „In Sophokles Ajas,“ schreibt Karl Otfried Müller in seiner Literaturgeschichte (I. Bd. 576), „zeigt sich das ausnehmende Vermögen des Dichters in einem durchaus eigentümlichen Charakter, der nur sich selbst gleich ist, zugleich ein Bild der Menschheit von einer allgemeinen Giltigkeit aufzustellen.“ Im philosophischen Schlußteil seines Prologs hat der Dichter die Gestalt des Ajas aus den engen Rahmen des Griechentums herausgenommen und in das allgemein Menschliche hinaufgehoben. Ajas ist das Drama von den Grenzen des Menschlichen, von der Beschränktheit des menschlichen Daseins. Sobald der Mensch diese Grenzen überschreitet, die Schranken, die ihm die Gottheit gezogen hat, durchbricht, so muß er das an sich selbst büßen, er geht an seiner Leidenschaft zu Grunde. Wie Macbeth und Wallenstein an ihrem Ehrgeiz zu Grunde gehen, so geht Ajas an seinem Zorn, an seiner Nachsucht, an seinem unbändigen Stolze zu Grunde. Der Mensch ohne Gott, losgelöst vom göttlichen Gesetze und auf sich selbst gestellt, gesetzgeberisch nach eigener Laune und Willkür, kurz der autonome Mensch, wird zur tragischen Gestalt, und so ist Sophokles' Ajas das nie ausgesungene Lied von der Autonomie des Menschentums, das auch heute noch seinen aktuellen Wert besitzt und immer aktuell sein wird, so lange es eine Menschheit gibt.

Mein Freund! Beeilen Sie sich, den Subskriptions-Schein für „Mein Freund“ unverzüglich dem Verlag Otto Walter A.-G. in Olten ausgefüllt einzusenden!

Haben Sie die Reisekarte des katholischen Lehrervereins pro 1921 schon bestellt? (23 Ermäßigungen, 44 Sehenswürdigkeiten.) Wenn nicht, dann wenden Sie sich sofort an Herrn Seminarprofessor W. Arnold, Zug. (Preis Fr. 1.50 plus Porto.)